

# Illustrirtes Sonntags Blatt

der  
**„Chorner Presse“.**  
 Verlag von E. Bombrowski in Chorn.

Nr. 4.

4. Quartal.

1886.

## Schloß Bergenhorst.

Novelle von Marie Widdern.  
 (Fortsetzung.)

[4]

(Nachdruck verboten.)

Eine kleine Erzählung bist Du mir noch schuldig," fuhr der Administrator fort, „eine Aufklärung, wie sich der Bruch vollzogen zwischen Dir und dem Erben des Grafen.“

„Dem Erben des Grafen!?“ Hilda lachte laut auf. Es klang schrill und häßlich von den frischen Lippen. „Nenne den Narren doch nicht mehr so, Vater! Er ist nicht mehr der Erbe — er wird es nie werden!“

„Aber Hilda, ich bitte Dich! Gesezt den Fall, daß es Dir wirklich gelingt, die Gemahlin des Grafen zu werden, weist Du denn —“

Sie unterbrach ihn und sagte mit eherner Ruhe: „Ich weiß, daß ich den Grafen dazu

bewegen werde, selbst wenn unsere Ehe kinderlos bliebe, das Testament umzustößen — und mich allein zur Erbin zu machen. Doch nun genug davon," setzte sie leicht hinzu, und der scharfe unheimliche Zug, welcher sich für einen Moment um ihren Mund gelegt, verschwand wieder. „Aber Du hast recht," fuhr sie dann mit dem alten kindlichen Lächeln fort, „es ist wunderschön hier unter den Bäumen! Ja, ja, laß uns ein wenig promeniren. Du sollst dabei erfahren, welche eine Narrerei mich von dem sentimentalen Krautjunker trennt!“

Auf und nieder gehend erzählte sie dann, während ihre Hand hin und wieder eine Rose brach und sie entblätterte:

„In dem ersten Jahre, welches ich in Berlin zubrachte, besuchte mich Leo alle Monate wenigstens einmal — die reichen Gaben, die ihm Graf Kurt zukommen läßt, gestatteten diese Reisen. Aber ich glaube, seine Liebe zu mir war schon lange im Erlöschen begriffen — er hatte seine erste Braut nie recht vergessen können. Zum Bruche kam es jedoch erst sechs Wochen bevor ich zu Dir zurückkehrte. Es war an einem Sonntagmorgen. Ich hatte Deinem Wunsche gemäß in der Pension Fräulein von Gorwenig's zwei Zimmer inne und ein eigenes Mädchen zu meiner Bedienung. Gerade an diesem Morgen machte mir das ungeschickte Ding nichts recht, und zuletzt zerbrach sie mir auch das kostbare Flacon, welches Mama noch als einziges Erbstück aus der Familie Lubostrow behalten. Wunderst Du Dich daher, Väterchen, daß ich in Zorn gerieth und die Kleine, wie sie es verdient, züchtigte?! Ich hätte es vielleicht auf andere Weise thun

sollen, als ihr Gesicht gründlich mit diesen Händen zu bearbeiten, aber mir fehlte momentan jede Ueberlegung. Und was sind denn auch ein paar Ohrfeigen so Schreckliches? Nach energischem Vollaufen des Strafaktes hebe ich plötzlich die Augen und bemerke zu meinem Entsetzen Leo in der Thür stehen. Er sah aus wie ein Bild von Stein.

Natürlich ließ ich das Mädchen, welches ich in der That etwas versänglich zugerichtet hatte, entweichen und stürzte mit einem Freudenruf auf Leo zu. Der aber schob mich beinahe unfaßt von sich fort und hielt mir entrüstet eine lange Rede über das Thema:

„Wie die Frauen sein sollen und wie ich eben — nicht sei.“

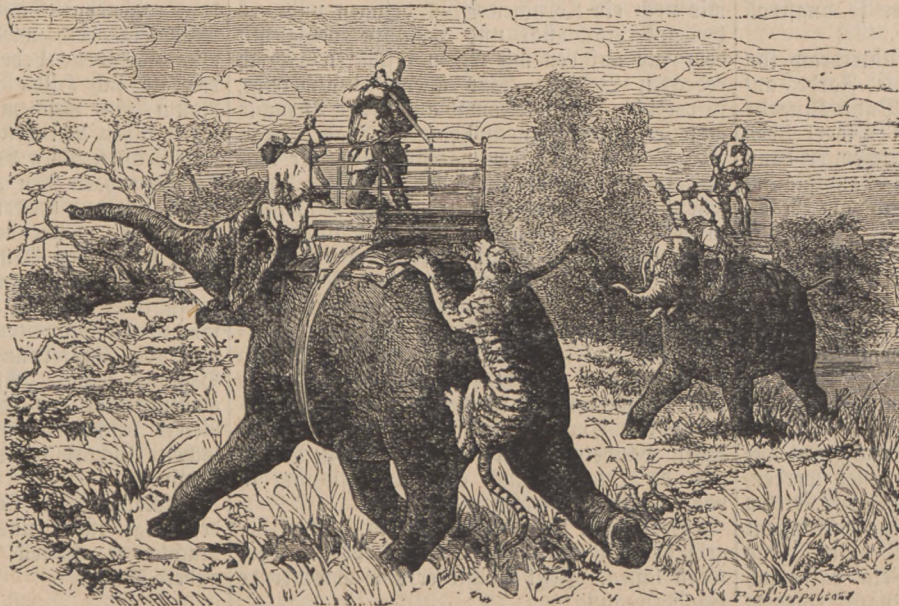
„Zuerst hörte ich mir den Sermon geduldig an, dann aber wurde auch ich wieder zornig. Das Ende vom Liede war, daß er mir mein Wort zurückgab, unhöflich genug gerade in das Gesicht sagte, er bedaure es, in die Netze einer Kofette gefallen zu sein; einer raffinierten

Intriguantin halber das edelste, reinste, holdste Wesen in Kummer und Schmerzen gestürzt zu haben.“

„So geh' doch zu Deiner früheren Verlobten zurück!" rief ich außer mir. Er aber erwiderte darauf ganz ernsthaft:

„Glaubst Du denn, ich hegte nicht lange schon den Wunsch, niemals ein Verhältniß gebrochen zu haben, das schon die Verheißung des schönsten Glückes im Antlitz trug? Aber kann, darf ich es wagen, nachdem ich mich von Dir beehren ließ, noch einmal um die Liebe einer Lucie Hillmann zu werben?“

„Vater, ich hätte ihn morden mögen allein dieser Worte wegen! Da ich es nicht konnte — durfte,



Tiger im Sprunge. (Mit Text auf Seite 32.)



wies ich ihm die Thür. So schieden wir. Aber ich will wahr gegen Dich sein: ich dachte doch noch, er würde bereuen und zu mir zurückkehren! Das war auch der Grund, weshalb ich nicht gleich meine Sachen packte und Berlin Valet jagte. Aber Tag für Tag verging und ich erhielt kein Lebenszeichen von dem Erbärmlichen. Als aber diese Tage nun zu Wochen wurden und ich erfahren hatte, daß Guntrum die landwirthschaftliche Akademie bezogen — vorher aber in Breslau, wo seine frühere Braut wohnte, gewesen war, wußte ich genug. Ich zögerte jetzt auch keine Minute länger, nach Bergenhorst zurückzukehren, um — meinen bereits gefaßten Racheplan auszuführen. — Mach' nicht ein so ängstliches Gesicht, Papa! Es wird Dir schon gefallen, wenn Du sagen kannst:

„Meine Tochter, die Gräfin Bergenhorst!“  
 „Aber bin ich nicht auch die Enkelin eines Fürsten? Freilich, die Lubostrow's in Rußland würden mich jetzt kaum als ihre Verwandte anerkennen! Aber laß mich nur erst die Grafenkrone tragen, dann wird auch Wladislaw Lubostrow in seinem einjamen Grabe aufhören, bis in's tausendste Glied verflucht zu sein.“

Hilda's Augen funkelten. Auf dem feinen Gesicht glühte tiefe Röthe. Mit den zuckenden Lippen, den ineinander gekrampften Händen glich sie wieder einem Dämon — und der große, starke Mann, der sich nicht gefürchtet hätte, es mit zehn Angreifern aufzunehmen, schauderte vor ihr zurück. Er gedachte wohl dabei seines edel denkenden Weibes und fragte sich: „Ist dieses Mädchen wirklich Kathinka's Kind? Wie geht es nur zu, daß auf Hilda keine der guten Eigenschaften ihrer Mutter gekommen, dagegen so viele von jenen unseligen Charakterfehlern des Glenden, den sie, Gott sei es geklagt, „Großvater“ nennen muß?“ Wladislaw war nicht bloß ein gemeiner Verbrecher, er wußte auch zu intriguen und die bestrickende Schönheit der Lubostrow's half ihm bei diesen verderblichen Machinationen.

\* \* \*

Als der Graf, heimkehrend, dem Bruder davon erzählte, daß er auch die Tochter seines Generaladministrators zu einem Besuch eingeladen, schüttelte Richard Wildhingen leise den Kopf: „Das hättest Du nicht thun sollen, Kurt!“ sagte er, setzte aber gleich darauf hinzu: „Aber was hast Du Dich nach meinen Wünschen — Ahnungen oder Befürchtungen zu richten? Ich bin ja immer so angstvoll erregt und —“

„Ja, ja, das ist es auch!“ unterbrach ihn der Graf lebhaft, während die Farbe auf seinem Gesicht ging und kam. Dann klingelte er und befahl dem eintretenden Diener, den Haushofmeister herbeizurufen, welchem er dann allerlei Aufträge gab, die sich hauptsächlich auf den zu erwartenden Besuch am Nachmittage bezogen. Wenn der greise Bedienstete des gräflichen Hauses nun auch den Ausdruck seiner Gesichtszüge zu beherrschen wußte, so entging es doch besonders Baron Wildhingen nicht, wie sehr der alte Mann erstaunt darüber war, daß Se. Erlaucht anscheinend so großen Werth darauf legte, daß der Generaladministrator und Hilda Stettmüller sich bei ihm gefielen.

So sollte der Kaffee, noch dazu gegen alle Gewohnheit, im Garten eingenommen werden, in dem wundervollen Pavillon, dessen Betreten Graf Kurt aus Pietät gegen seine verstorbene Gemahlin jedem Fremden bisher auf das Strengste untersagt. Gräfin Vera hatte sich das lustige Sommerhäuschen nach eigenem Geschmack erbauen lassen. Nach ihren Anordnungen waren Wände und Decken mit

meergrünem Crepe ausgeschlagen und die kleine Hand der Dame hatte selbst die prachtvollen Marmorvasen auf die vergoldeten Säulen gestellt, die das Innere des Pavillons schmückten. — — — — —

Es war merkwürdig, welche feltame Unruhe heute den Grafen besetzte! Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit schlug er sogar dem Bruder ab, die gewohnte Schachparthie mit ihm zu machen. Und als zufällig gerade an diesem Morgen ein Brief Leo von Guntrum's eintraf, erbrach er nicht wie sonst mit freudiger Ungeduld das Siegel desselben, sondern reichte das Schreiben zuerst Richard hin:

„Lies Du nur und erzähle mir dann, was der Junge mir mitgetheilt,“ sagte er kurz.

Mit einem langen, forschenden Blick schaute Richard Wildhingen zu dem Bruder auf. Dann hob ein tiefer Seufzer seine Brust und langsam öffneten die merkwürdig bebenden Hände das große Kouvert. Aber kaum hatte der Kranke die ersten Zeilen gelesen, so erhellte sich auch schon der frühe Ausdruck seines Gesichts. „Ach, das ist schön!“ rief er fast lebhaft. Und als Graf Kurt fragend zu ihm hinüber sah, erwiderte er in freudiger Erregung: „Leo kommt, Bruder! In acht Tagen will er bei uns sein! Er schreibt, daß er Dir eine Bitte vorzutragen hätte und es scheint mir, als wenn es sich um eine Herzensangelegenheit handelte. Nun, sei dem wie ihm sei, die Hauptsache ist: Dein liebes, geliebtes Pathenkind und unser dereinstige Erbe —“

„Erbe!“ stieß der Graf zornig hervor zum Erjchrecken seines jüngeren Bruders, mit dem er doch schon so oft mit der größten Ruhe davon gesprochen, daß nach ihrem beiderseitigen Tode das Rittergut Bergenhorst nebst dem Vorwerk, sowie das fast fürstliche Baarvermögen Graf Kurt's an Leo von Guntrum übergehen sollte.

„Mein Gott!“ stammelte Richard deshalb auch ganz befremdet. „Du hast Leo bisher ja selbst und mit besonderer Vorliebe „Deinen Erben“ genannt! Das Testament zu seinen Gunsten ist aufgesetzt und nun —“

„Nun wünsche ich nicht, daß Du mich immerfort daran erinnerst, wo ich doch im Grunde genommen nichts weiter bin, als ein Greis, dem das Grab nahe liegt. Aber nein, nein!“ stieß er plötzlich hervor und richtete seine stattliche Gestalt zu ihrer ganzen imposanten Höhe auf: „Noch will ich nicht sterben, noch nicht! Das Schicksal soll auch mir noch ein köstliches Glück bringen und —“ Er unterbrach sich und stampfte zornig mit dem Fuß auf den mit einem kostbaren Teppich bedeckten Boden: „Was aber Leo anbetrifft, so verzichte ich für diesmal auf seinen Besuch,“ sagte er dann in noch höherem Grade erregt. „Mag er ihn für den nächsten Sommer aufschreiben. Schreibe ihm das, Richard, und setze hinzu: Wenn er ein „reiches Mädchen“ in petto hätte, so würde ich gewiß nichts dagegen haben, daß er sich verlobt.“

„Aber Kurt, nimm mir es nicht übel, wenn ich noch einmal darauf zurückkomme — hast Du denn plötzlich Deine Beschlüsse gänzlich geändert? Du hast ja so oft gesagt, daß es auch Deine Absicht sei, Leo, sobald er die landwirthschaftliche Akademie absolvirt, vorläufig das Vorwerk zu übergeben? Die trefflichen Ländereien aber nähren ihren Mann und da Du ihm auch eine Unterstützung in baarem Gelde gewährst — so —“

Graf Kurt hatte nur mit dem Zeichen der größten Ungeduld den Bruder bis hierher reden lassen. Jetzt machte er eine abwehrende Handbewegung:

„Lassen wir Alles das jetzt, Richard,“ sagte er und fügte dann leise und in

sichtlichster Verlegenheit hinzu: „Ich bin sehr voreilig mit diesen Bestimmungen gewesen — sehr voreilig! Denn wenn der Fall eintrete, daß — daß ich mich doch noch einmal vermählte und diese zweite Ehe mit Familie gesegnet würde, so — so müßten das alte Testament und meine sonstigen Versprechungen doch für nichtig erklärt werden. Es wäre selbstverständlich, daß meine direkten Nachkommen — eine neue Generation Bergenhorst, auch den Besitz ihrer Väter erben.“

„Also doch!“ war es kaum vernehmbar über Richard's Lippen gekommen, dann schaute er traurig zu dem älteren Bruder auf: „Armer Leo,“ jagte er dabei.

Der Graf stampfte wieder mit dem Fuß: „Geht Dir das Glück des Jungen über das Deines Bruders?“ murzte er dann.

Richard schüttelte den Kopf: „Gewiß nicht, aber — Kurt, ich sehe für Dich in dieser zweiten Ehe kein Glück!“ Sich mühsam aufraffend, schleppte sich der Kranke dann zu dem Grafen und die beiden Hände desselben fassend, flehte er in rührenden, angstdurchbehten Tönen: „Kurt, sei wenigstens jetzt nicht zu schnell mit Deinen definitiven Beschlüssen! Denke, Du bist sechzig Jahre alt! Und wenn auch ein schöner, stattlicher Greis, so doch immer ein Greis! Wenn Dich also ein blühendes junges Weib —“

Hestig stieß hier der Graf die Hände des Bruders, für den er sonst nur Rücksicht und Geduld kannte, zurück: „Ich bin Herr über meine Handlungen!“ jagte er. „Übrigens hast Du nichts zu fürchten: Für Dich wird in jedem Fall gesorgt!“

Wie von einer Wiper gestochen, so fuhr der Kranke zurück: „So glaubst Du, ich wolle nur aus Eigennutz eine zweite Heirath Deinerseits verhindern?! — Kurt, Kurt, Du wirst ungerecht!“

„Verzeih,“ rief der Graf denn auch bedauernd, und zog den armen Kranken an seine Brust. Aber als Richard seine veränderte Stimmung benutzen und noch einmal den Warner spielen wollte, sagte er eindringlich:

„Laß mich ruhig meine eigenen Wege gehen, Bruder. Ich glaube, selbst klug genug zu sein, um eigenhändig mein Lebensschifflein lenken zu können.“ — — — — —

Um die vierte Nachmittagsstunde empfing der Graf im Pavillon, wohin sich auch sein kranker Bruder begeben, die erwarteten Gäste. Mit der Sicherheit der vornehmen Dame und der reizenden Schüchternheit eines jungen Mädchens doch wieder, das instinktiv fühlt, wie eine neue Lebensphase für sie beginne, bewegte sich Hilda in dem reizenden kleinen Raum, in welchem der Graf noch immer jenen süßen Veilchengeruch zu erhalten wußte, den Prinzess Vera Lubostrow so sehr geliebt.

Man hatte den Kaffee eingenommen und begab sich nun in den schattigen, einem kleinen Paradiese gleichenden Garten. Da Graf Kurt Hilda den Arm gereicht, so war Stettmüller natürlich dazu gezwungen, den Kranken zu führen. Richard konnte aber nur so langsam vorwärtschreiten, daß sich bald eine bedeutende Entfernung zwischen den beiden Paaren legte. Als aber der Generaladministrator den kranken Bruder seines Gebieters bescheiden darauf aufmerksam machte, lächelte Richard traurig und meinte mit einem Kopfnicken:

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, der Graf zürnt uns deshalb nicht!“ Dann brachte er schnell das Gespräch in eine andere Bahn.

(Fortsetzung folgt.)



## Seine Korrespondentin.

Humoreske von Alexander Wolffern.

(Nachdruck verboten.)

Herr Günther Bechstein wurde in dem kleinen Städtchen, in welchem er seit verschiedenen Jahren als Rentier lebte, geachtet und geehrt. Er hatte früher auf dem Schauplatz unserer Erzählung die Stellung eines Bürgermeisters bekleidet, war aber nach kaum drei Jahren recht segensreicher Thätigkeit genöthigt gewesen, sich wieder in das Privatleben zurückzuziehen, da er an einer in seiner Familie erblichen Nervenkrankheit zu leiden begann. Der Arzt verlangte, daß der noch ziemlich junge Mann auf lange Zeit hinaus ohne jede Aufregung bleiben sollte. Und da Herr Günther Gesundheit und Leben liebte, folgte er bedingungslos dem ärztlichen Befehl.

Bald jedoch peinigte ihn die Langeweile und, phantastisch angelegt, wie seine Natur war, kam er nun auf einen sonderbaren Gedanken, sich Anregung zu verschaffen. Er ließ nämlich in eine der ersten Zeitungen der Residenz ein Inserat rücken, des Inhalts, daß ein gebildeter Mann in den besten Jahren mit einer geistreichen Dame in Korrespondenz zu treten suche.

Wie immer in solchen Fällen, meldeten sich eine Anzahl heirathslustiger Persönchen. Günther wählte diejenige, deren Zeilen den meisten Witz und schärfsten Verstand verriethen. Es währte denn auch nicht lange und der seltsame Briefwechsel stand in voller Blüthe. Aber weder Günther, noch die Dame in der Residenz ahnte, mit wem sie in diesen schriftlichen Verkehr getreten waren. Die Briefe gingen unter einer Chiffre und blieben postlagernd.

Uebrigens sah Günther den Zweck seines Plans vollständig erreicht. Diese Art Unterhaltung gewährte ihm einen hohen Grad von Anregung und zugleich einen gewissen Trost. Er hatte nämlich gerade in dieser Zeit, trotz des gestrengen Verbots seines Arztes, vielen Aerger. Es galt, sich in Erbschaftsangelegenheiten seines verstorbenen Vaters mit der ihm persönlich unbekanntem Stiefmutter in Berlin auseinanderzusetzen. Aber trotzdem er der Dame, die der Erblasser erst acht Tage vor seinem Tode geheiratet, wirklich sehr entgegen kam, wollte die Geschichte doch immer und immer noch nicht zu einem vernünftigen Resultat kommen.

Günther's Rechtsbeistand in Berlin hatte ihm bereits mehrfach gerathen, einmal herüber zu kommen und mit der Gemahlin seines Vaters persönlich Rücksprache zu nehmen. Aber dazu konnte sich Günther nicht entschließen. „Mein Arzt hat mir jede Aufregung verboten,“ erwiderte er stets ablehnend und dabei blieb es. Aber trotzdem nahm ihn die Angelegenheit innerlich doch mehr in Anspruch, als er selbst gern sah.

So verging eine geraume Zeit.

Die beiden Korrespondenten waren sich inzwischen immer näher gekommen. Die Dame hatte bereits eingestanden, daß sie sich sehr vereinsamt fühle und — das höchste Glück des Lebens in einem „von der Kirche sanktionirten“ Zusammenleben zwischen Mann und Weib sähe. Sie hatte dieses Geständniß aber in so zarter Weise gemacht, daß Günther unmöglich darin etwas Anderes sehen konnte, als den leisen Schmerzensschrei einer vom Glück vernachlässigten Seele.

So antwortete er denn auch mit tiefem Gefühl, daß er ihre Ansichten durchaus theile. Was seine Person anbeträfe, so wäre er auch schon lange des ledigen Standes überdrüssig.

In der Bibel selbst heißt es ja auch, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibt.

Im Schluß des ziemlich langen Sermons erfuhr der Herr Erbbürgermeister seine hochverehrte Korrespondentin noch, geneigtest ihr Bild zu senden. Er würde nicht verfehlen, diese große Liebenswürdigkeit dankbarlichst aufzunehmen und sich gebührend zu revanchiren. In Wahrheit ging Günther auch noch an demselben Tage feierlich in Frack, weißer Weste und weißer Halsbinde zu dem einzigen Photographen des Städtchens, um sich einen Abklatsch seines „Ichs“ anfertigen zu lassen.

Mit einer Ungeduld, die dem verliebtesten Jüngling Ehre gemacht hätte, erwartete Günther die Sendung seiner Korrespondentin. Aber Tag auf Tag verging unter bitterer Enttäuschung. Endlich wurde unserem werthen Freunde „per Frachtgut“ eine mächtig lange Kiste überbracht. Sie kam aus der Residenz und enthielt ein riesiges Delgemälde. Es war ein weibliches lebensgroßes Porträt und stellte seine Korrespondentin im Schneewittchenkostüm vor.

Dazu schrieb ihm die Dame, das Bild sei nach einem Feste in ihrer Familie gemalt worden, auf dem sie bei dargestellten lebenden Bildern als Schneewittchen figurirt habe.

Günther war wie geblendet; so schön, so vollendet schön hatte er sich die Freundin doch nicht vorgestellt. Welch ein edelgeschnittenes Gesicht und diese prachtvolle jononische Figur, und dann das lang herabwallende Haar! Vielleicht hätte sich Dieser und Jener unterstanden, die mächtigen Wellen, welche fast bis zum Saum des Gewandes reichten, roth zu nennen; Günther aber hieß sie goldblond.

Nun fiel das Auge des Bewunderers zufällig auf den Namen des Künstlers, der dieses Götterbild auf die Leinwand gebannt. Befremdet aber fuhr er da zurück. Arnold Gringen!? Mein Gott, der Mann war ja gestorben, als er — Günther — noch ein kleiner Junge gewesen. „Nun ja,“ sagte er sich gleich darauf, „er wird jedoch einen Sohn hinterlassen haben, der das großartige Talent des Vaters geerbt hat. Jenem Sohne aber hat unzuverlässig meine holde Anonyme zu diesem bewundernswürdigen schönen Bilde gezeichnet.“

Noch an demselben Tage schrieb Günther voll glühenden Dankes an seine Dame nach Berlin und sandte ihr das eigene Porträt. Zu seinem Aerger hatte er nur eine sogenannte Kabinettsphotographie fertigen lassen. Nachträglich freilich kaufte er noch einen sehr kostbaren Rahmen um das wohlgetroffene Konterfei.

Wieder verging die Zeit. Ein lebenswürdig Brief war erneut aus der Residenz gekommen, der Günther mit den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Fast zu gleicher Zeit erreichte ihn aber auch ein Schreiben seines Notars. „Ich muß nochmals bitten,“ so lautete die kurze Epistel, „alle Bedenken bei Seite zu setzen und einmal herüberzukommen. Sie müssen durchaus persönlich mit der Wittne Ihres Vaters unterhandeln.“

Diesmal wurde aber Herr Günther nicht zornig ob dieses Ansinneus, sondern wiegte lächelnd seinen interessanten Kopf.

„Bon, ich fahre!“ murmelte er dann. Aber er dachte dabei gewiß nicht an den großen pekuniären Vortheil, den ihm möglicherweise diese Reise einbringen könne. Vor ihm schwebten nur zwei leuchtende, jehnjüchtige Schneewittchenaugen. Er sah einen entzückenden Frauenkopf, von dem das glänzende Rothhaar fast bis zu den Füßen herniederwallte.

Kaum aber war auch sein Entschluß gefaßt, so schrieb er auch schon seiner Korrespondentin, daß er in acht Tagen in Berlin einzutreffen gedenke. Er bäte sie, ihm ein Rendezvous zu bestimmen.

Die Antwort ward ihm umgehend.

„Ich bin überglücklich, Sie endlich persönlich kennen zu lernen,“ schrieb die Dame. „Im Uebrigen ersuche ich Sie, mich am Tage nach Ihrer Ankunft in der Reichshauptstadt, Nachmittags 3 Uhr im Thiergarten, Zelt Nr. 1, zu erwarten. Erkennlich werde ich an einem violettfarbenen Atlaskostüm sein, zu dem ich einen veilchengarnirten weißen Strohhut tragen will. Bitte, tragen Sie auch ein Veilchenbouquet im Knopfloch und halten Sie eine Papierrolle in der Hand.“ — — — —

Trotz des Verbotes seines Arztes befand sich Günther in den kommenden Tagen doch in unausgesetzt hochgradiger Erregung. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr über das immerwährende Hin- und Hergelaufe ihres früheren Oberhauptes.

Bald hatte Dieser Herrn Günther in das Haus seines Schneiders treten sehen. Bald war er von Jenem beobachtet worden, als er beim Juwelier Chemisetten- und Manschettenknöpfe kaufte und dabei Alles nicht schön, nicht kostbar genug fand. Der Goldarbeiter selbst behauptete, Herr Günther habe bei dieser Gelegenheit auch nach Damenschmuckstücken gefragt. Aber da er, der Juwelier, außer den allbekanntesten Mustern in Brochen und Ohrgehängen nichts Extrafeines auf Lager gehabt, so hätte Herr Günther achselzuckend sein Geschäftslokal verlassen. — — — —

Es war an einem Montag Morgen im wunder schönen Monat Mai, als Günther seine denkwürdige Reise nach der Metropole der Intelligenz antrat. Das schraubende Dampfrohr führte ihn schon nach acht Stunden in den Port seiner Hoffnung. Mit Geldmitteln beinahe überreich versehen, nahm Günther in einem der besten Hotels ein recht hübsches Quartier. Nachdem er dejeuner, ließ er sich eine Droschke kommen, um schon heute, da um diese Zeit sein Rechtsbeistand doch nicht zu sprechen war, eine Fahrt durch den Thiergarten zu machen.

Vielleicht wollte er auch die Stelle in Augenschein nehmen, auf der er morgen das Glück haben würde, seine schöne Anonyme in Person kennen zu lernen.

Herr Günther war schon seit Jahren nicht in der Residenz gewesen und so sah er denn gar viel des Staunenswerthen auf seiner Fahrt. Auch den Thiergarten fand er vortheilhaft verändert. Selbstverständlich verging ihm so die Zeit ziemlich schnell.

Schon auf dem Rückwege, nachdem er lange feurige Blicke in das Gartenrestaurant geworfen, in dem ihm morgen sein Ideal erscheinen sollte, gebot er plötzlich dem Kutscher ein aufgeregtes Halt.

Er sah glühendroth aus im Gesicht, als er dann heftig aus dem Wagen stieg und zu dem würdigen Koffelentfer sagte: „Sie warten wohl hier auf mich? Ich möchte nur ein klein wenig unter den Bäumen promeniren.“

„Det wer'n wir wohl noch können!“ erwiderte der echte Berliner. Dann schaute er schlau lächelnd der schlanken Gestalt des mit kleinstädtischer Eleganz gekleideten Mannes nach.

Im Sturm eilte Günther inzwischen hinter zwei Damen her, die Arm in Arm ihren Spaziergang machten, während in einiger Entfernung eine elegante Equipage ihrer harzte.

„Sie ist es, sie ist es!“ murmelte er dabei vor sich hin. Seine Augen hingen entzückt an der wirklich reizenden Gestalt der Jüngeren von Beiden, eines schönen Mädchens, das sich bei einer Biegung des Weges leicht nach ihm umwandte.

Ja, das war genau dasselbe reizende Oval des bleichen Gesichtchens, dieselben dunklen Augen und auch dieselben fast metallisch leuch-



tenden, hochblonden Haare, die er auf dem Bild seiner Freundin so bewundert.

Die Begleiterin des reizenden Geschöpfes war ohne Frage deren Mutter. Auch sie mußte einst sehr schön gewesen sein. Jetzt aber hatte sie in ihrer erschreckenden Magerkeit etwas geradezu Hexenartiges. Die Dame war entschieden noch nicht alt, dennoch aber gänzlich verblüht. Nur das Haar zeigte sich noch in jugendlicher Ueppigkeit. Es war hochblond, wie bei der Tochter, und mächtige Flechten quollen am Hinterkopfe unter dem kleinen zierlichen Spitzenhütchen hervor.

Anfangs war es Günthers Absicht gewesen, sich den Damen zu nähern und sich schon heute das Vergnügen der persönlichen Bekanntschaft seiner Korrespondentin zu machen. Dann aber besann er sich eines Andern. Vielleicht wußte die Mutter noch nichts von dem Briefwechsel der schönen Tochter und er bereitete lehterer nur Unannehmlichkeiten mit seiner verführten Annäherung.

Nur einen Blick noch warf er daher auf die schöne Gestalt des jungen Mädchens, dann

Was er in diesem Augenblick dachte, wissen wir nicht.

Günther hatte Mühe, sich die Zeit bis zum Nachmittag des kommenden Tages zu vertreiben. Er fuhr von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, aber immer sah er nur eine schöne jugendliche Mädchengestalt vor sich, ein leuchtendes schwarzes Auge und prachtvoll metallisch glänzende Haarsflechten.

Endlich kam jedoch die ersehnte Stunde. Schon lange, ehe sie geschlagen, sah unser Held in dem bestimmten Zelt, ein mächtiger Weichenstrauß im Knopfloch, eine Papierrolle in der Hand.

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. In jeder Dame, die das Gartenlokal betrat, glaubte er die Ersehnte zu erblicken, aber immer sah er sich getäuscht.

Da — endlich! Die prachtvolle Equipage, welche er schon Gelegenheit gehabt, zu bewundern — rollte, vom Königsplatz kommend, heran. Er sah, wie sich eine Dame in violettem Atlaskostüme in die weichen Polster lehnte — aber das holde Gesicht der Ge-

merkte, wie sich Günther todtenblaß auf seinen Stuhl zurücklehnte.

„Ich — ich wurde plötzlich schwindlich,“ erwiderte der junge Mann. Dann aber raffte er all seine Kraft und all seinen Muth zusammen und sagte möglichst ruhig: „Waren Sie es denn, meine Gnädige, mit der ich korrespondirte?“

„Ja, ich,“ erwiderte sie lebhaft und fuhr dann fast in einem Athem fort: „Ich bin vor zwei Jahren zum zweiten Mal Wittve geworden und da ich mich zerstreuen wollte, so nahm ich Ihre Offerte auf. Um so lieber, als mich gerade tausend Unannehmlichkeiten quälten. Meine Tochter aus erster Ehe lebt bei mir, will sich aber in den nächsten Wochen gegen meinen Wunsch verheirathen. Der einzige Sohn meines zweiten Gatten drohte mir mit Prozeffen und —“

„Madame — Ihr Name — Ihr Name?“ fragte der aus allen Himmeln gefallene Günther.

„Ich heiße Eleonore Günther, verwittwete Schöber, geborene Meizer,“ erwiderte Madame ruhig.



Eine Jagdszene.

wandte er sich und schritt wieder auf seinen Wagen zu. Aber wie Verklärung lag es auf den feinen Zügen des Mannes und wie er sich dann in die weichen Polster drückte, flüsterte er vor sich hin: „Ich werde sehr glücklich sein, sehr glücklich!“

Er war es eigentlich schon jetzt. Selbst die unerquicklichen Nachrichten seines Rechtsanwalts änderten nichts an der inneren Freudigkeit. Ja, als der Notar, den er gegen Abend besuchte, sagte: „Ich bleibe dabei, mein bester Herr Bürgermeister, Sie müssen selbst zu der Dame gehen und persönlich einen Vergleich suchen,“ erwiderte er gleichmüthig: „Nun ja, ich will es thun — morgen — übermorgen. Aber gelingt es mir nicht, die Wittve meines Vaters zu bestimmen, Recht, Recht sein zu lassen, nun, so werde ich mich auch nicht zu Tode grämen!“

„Aber, mein Herr, es handelt sich hier um dreißigttausend Mark. Es ist das Pfllichttheil, welches Ihnen der Verstorbene nicht zu Gunsten dieser Frau entziehen durfte.“

„Ich weiß es, aber — aber ich bin noch reich genug ohne dieses Geld —“

Der Advokat zuckte die Achseln.

liebten barg ihm noch neidisch ein großer Schirm.

Jetzt hielt der Wagen. Der Bediente sprang vom Boß und öffnete den Schlag. Günther erhob sich, um seiner Anonymen entgegenzugehen. — Im Moment aber taumelte er auf seinen Sitz wieder zurück — die großen Augen des Mannes starrten der Angekommenen entgegen — mit einem Blick so voll namenlosen Staunens, als wenn er plötzlich ein Medusenhaupt gesehen.

Das — das war ja nicht die Tochter — die Mutter kam — die Mutter! Jetzt lächelte sie ihm huldvoll entgegen und zeigte ihm dabei zwei Reihen der schönsten falschen Zähne.

Dann aber — dann? Sie sah neben ihm, eine Hand im kostbaren violettfarbenen Handschuh streckte sich ihm entgegen, während eine schrille Stimme im höchsten Diskant sagte:

„Da sind Sie ja! O, ich hätte Sie auch ohne die Weichen und ohne die Papierrolle erkannt! Und nun danke ich Ihnen nochmals für Ihre schöne Photographie. Sie erfreute mich sehr und soll ihren Platz über meinem Schreibtisch finden, wenn — aber mein Gott, was ist Ihnen?“ unterbrach sich die Dame, als sie be-

Er fuhr in die Höhe. „Eleonore Günther? Mein Gott, dann — dann bin ich ja Ihr Stiefsohn,“ kam es da über seine Lippen.

„Mein Stiefsohn — Sie?!“ Madame schien höchlichst erschrocken zu sein, wenigstens im ersten Augenblick. Dann aber fügte sie sich in das Unvermeidliche. Günther jedoch vermochte es nicht, ruhig zu sein, und als sie ein gleichgültiges Gespräch begann, fuhr er athemlos dazwischen: „Und das Bild, welches Sie mir sandten, Madame —?“

„Ist mein Portrait — aber — aber es wurde vor fünfundsanzig Jahren gemalt.“

„Ah — oh!“ Günther wischte sich mit der Hand über die Stirn. „Ich sah Sie gestern schon, Madame,“ sagte er dann. „Sie promenierte im Thiergarten. Ist die junge Dame, die Sie begleitete, Ihre Tochter, welche — welche sich in wenig Wochen zu verheirathen gedenkt?“

„Ja — wohl! Sie verlobte sich vor einem halben Jahre mit einem Herrn von Bernhofen. Das Paar liebt sich schwärmerisch.“

Günther war aufgestanden. Seine Kniee schletterten. Er bot einen wahrhaft kläglichen Anblick.





Pikante Neuigkeiten. (Mit Text auf Seite 32.)



„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich mich entferne,“ stammelte er. „Mir ist aber wirklich sehr, sehr schlecht.“

„Dann bitte, nehmen Sie meinen Wagen,“ sagte die Dame schnell.

Er acceptirte ihren Vorschlag. Noch an demselben Tage aber verließ Günther Berlin. Kurz darauf schrieb er an seine Stiefmutter, daß er darauf verzichte, ihr die Erbschaft zu schmälern und sie bäte, die in Frage stehende Summe zu einem Hochzeitsgeschenk für die Tochter anzuwenden.

Ob Madame es gethan, wissen wir nicht. Wir können unserer Geschichte nur hinzufügen, daß Günther lange Jahre darauf unvermählt gestorben. Seine Stiefmutter hat er nie wiedergesehen.

## Feodor Graf Rostoptschin.

Eine biographische Skizze von Paul Treuenfels.



(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit beschäftigten sich mehrere Blätter mit dem Schicksal jenes unglücklichen Lord Bathurst, der entweder ein Opfer raubgieriger Habgucht oder eines durch die Hässcher Napoleons ausgeführten Gewaltreiches geworden ist. Wie dem auch sein möge, welche Version auch die richtige sei, so viel steht fest, daß der englische Gesandte am Wiener Hofe einer der gefährlichsten, kühnsten Gegner des Korsets war, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, dem allmächtigen Imperator empfindlicher zu schaden. Weit erfolgreicher waren in dieser Beziehung die Bemühungen eines andern Zeitgenossen und Todfeindes Bonapartes, eines Mannes, der dem „Herrn der Welt“ in seiner Siegesbahn verderblich und hindernd entgegen trat, der zum ersten Mal das stolze Glück der großen Armee zu Boden schmetterte und dem Altbefieger ein höhrendes „Bis hierher und nicht weiter!“ zurief.

Dieser Mann, dessen wechselvolles Schicksal durch das Dunkel, welches über dem Hauptwerke seines Lebens schwebt, nicht ohne Ähnlichkeit mit dem Lord Bathurst ist, war Feodor Graf Rostoptschin.

Er war es, der im Jahre 1812, als Napoleon an den Smolenski'schen Schlagbäumen ungeduldig der Deputation harrete, die ihm die Schlüssel des heiligen Moskau darbringen sollte, das Ungeheure that und den befreiten Zuchthäuslern die Stadt, deren Gouverneur er war, zur Brandstiftung und zum Raube preisgab, er war es, dessen glühende Beredsamkeit Hunderttausende dazu veranlaßte, ihre unbeweglichen Güter, ihre Häuser, Gärten, Einrichtungen und Magazine mit eigenen Händen zu vernichten, damit dieselben nicht in die Gewalt der Franzosen fielen, er war es, dessen furchtbares Gebot die alte Residenz der Czaren in wenigen Tagen in einen Aschenhaufen verwandelte. Um die ganze Größe dieser entschlossenen That, welcher unbedingt Rußlands Befreiung in erster Reihe zuzuschreiben ist, nach Gebühr zu würdigen, muß man die fürchterliche Verantwortung in Betracht ziehen, die beim Herannahen Napoleons auf den Schultern Rostoptschins lastete. Mit völlig ungenügender Streitmacht ausgerüstet, um der großen Armee schlachtbereit entgegenzutreten, hatte er die Wahl, den Franzosen eine an Hilfsmitteln und Vorräthen überreiche Hauptstadt zu überlassen oder sie auf eine Stätte der Vermüstung zu locken, wo sie nothwendiger Weise Halt machen und die Grenze ihres Vordringens erkennen mußten. Er wählte das Letztere. Kaiser Alexander selbst hatte keine Ahnung, daß der Brand Moskaus durch seinen

Gouverneur veranlaßt worden sei, er schrieb denselben anfänglich der Vernichtungswuth und Rachsucht Napoleons zu und rief aus: „Mehr als je bin ich entschlossen, auszuharren. Lieber will ich mich unter den Trümmern meines Reiches begraben lassen, als einen Vergleich mit diesem neuen Attila schließen. Napoleon oder ich — Einer muß untergehen! Wenn er nach Petersburg geht, gehe ich nach Sibirien.“

Bonaparte seinerseits, abergläubisch wie er war, schauderte vor diesem barbarischen Fanatismus um so mehr zurück, als er in dem Flammenscheine Moskaus den zweiten Wink der mahnenden Vorsehung zu erkennen glaubte. Der erste schien ihm jener furchtbare Brand, der gelegentlich seiner Vermählung mit Marie Louise den Ballsaal des österreichischen Gesandten, Fürsten Schwarzenberg, vernichtete und der Schwägerin des Letzteren, Pauline geb. Fürstin von Arenberg, das Leben kostete.

„Alles ist verloren — es giebt keinen Rückzug für die Armee,“ rief auch Berthier verzweifelnd, und Napoleon, von seiner korrischen Wuth übermannt, befiehlt: „Wenn Ihr nicht retten könnt — so plündert!“

Aber Rostoptschin hatte dafür gesorgt, daß diesem kaiserlichen Befehl beim besten Willen nicht Folge geleistet werden konnte — die hungrigen Wölfe fanden so gut wie nichts. Die Noth war so groß, berichtet Venturini, daß vornehme Offiziere den Soldaten, welche in verlassenem Dörfern der Umgegend Kartoffelgruben entdeckten, für fünf Stück gebratene Kartoffeln zehn Napoleondor geben mußten.

Mag man die That Rostoptschins, welche Rußland freilich einer seiner schönsten Städte beraubte, verwerfen oder billigen, immer muß man eingestehen, daß es kein gewöhnlicher Mann gewesen sein konnte, der mit seinen Worten die Gemüther der Menschen entzündete, damit aus diesem furchtbarsten Feuer jene Flammen emporloderten, die Moskau in eine Stätte des Glends wandeln sollten. Doch nicht nur Worte hatte er, die schon erregte Volksmenge vollends zur Raserei zu bringen, er wußte noch Besseres, er ließ Thaten sehen. Durch die Niederbrennung seines außerhalb Moskaus gelegenen Palastes, sowie zweier Häuser und eines herrlichen Landgutes, das er besaß, gab er das entscheidende Beispiel. Zu Baronowo fanden die Franzosen an einem aus der Asche ragenden Pfahl folgende Erklärung geheftet:

„Seit acht Jahren habe ich dieses Landgut verschönert und daselbst im Schoße meiner Familie glücklich gelebt. Die Einwohner dieses Ortes, 1730 an der Zahl, verlassen ihn bei Cuerer Annäherung, Franzosen und ich stecke mein Haus in Brand, damit es nicht durch eure Gegenwart besudelt werde. Franzosen! Ich habe euch meine beiden Häuser in Moskau mit einem Mobilien von einer Million Rubel preisgegeben. — Hier sollt Ihr nichts finden als Asche.“

Feodor Graf Rostoptschin.“  
Leider — wir sagen leider, denn dieser Umstand trübt das Andenken an den energischen, opferfreudigen, seinem Vaterlande treu ergebenen Mann — leider ließ er sich durch seinen Eifer, auf die Volksmenge inflammierend einzuwirken, zu einer Ungerechtigkeit verführen, die in ihren Folgen der Fluch seines Lebens geworden ist. — Während die Franzosen sich Moskau näherten, hatte die Polizeiwache einen Hauptmann außer Dienst, Namens Werischalin, verhaftet, weil er eine französische Proclamation einer Gruppe von Menschen auf der Straße laut überjert hatte. Dies war jedoch in bester Absicht, ganz in feindlichem Sinne gegen Bonaparte, geschehen. Rostoptschin empfing ihn auf einem hohen Absatz seiner Freitreppe, von welcher herab er die tobende Menge an-

zureden pflegte, überhäufte ihn mit Vorwürfen und nannte ihn Verräther und Verbreiter der napoleonischen Aufgebote. Endlich wandte er sich von ihm ab und befahl dem Polizeisoldaten: „Schlag ihn!“ Hierauf wurde Werischalin gemißhandelt.

„Dies ist nicht genug,“ schrie Rostoptschin plötzlich, „stoß den Hund hinunter in die Menge!“

Der unglückliche Werischalin wurde die Treppen hinabgeschleudert und der wüthende Pöbel hatte ihn in wenigen Augenblicken in Stücke gerissen. Seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand plötzlich, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war Alles, was sich auf dem Platze noch fand, als sich die Menge endlich zerstreut hatte.

„Diese Greuelgeschichte,“ schreibt Barnhagen von Ense, der in seinen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens“ dem Grafen Rostoptschin eine längere eingehende Besprechung widmet, „diese Greuelgeschichte war jedoch damit nicht abgethan, sie sollte furchtbar wieder auftauchen. In einem Orte in Polen, wohin Kaiser Alexander 1813 gekommen, wurde ihm ein Greis zugeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; er fiel weinend und flehend dem Kaiser zu Füßen und konnte Anfangs kein Wort hervorbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und im Falle sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, keine Verbindung mit dem Feinde gehabt und versprach Gerechtigkeit.“

Am folgenden Tage reichte Rostoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm es an und jagte mit finsternem Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten und wünsche, ihn niemals wiedersehen zu müssen.

So war Rostoptschin ein Ausgewiesener in den Tagen des Sieges, zerfallen mit sich und der Welt verließ er Rußland und suchte Zerstreuung und Vergessen in den rauschenden Vergnügungen von Paris, nachdem er einen kurzen Aufenthalt in Berlin genommen hatte. In Paris lernte Barnhagen von Ense diesen seltsamen Mann kennen und nennt ihn die merkwürdigste Erscheinung, den interessantesten Charakter der damaligen Gesellschaft. „Er ist,“ so sagt er ungefähr, „der wahre Typus eines Russen mit seinem Witz, seiner eisernen Härte, ja, mit einem Beisatz von dämonischem Element, das bis zum Schauerlichen geht. Als er uns mit lächelnder Ruhe einst die Maßregeln angab, die er aufgebieten, um Moskau zu vernichten, wandelte uns Alle ein Schauder an. Und dieser Mann, der in wenigen Tagen einen Werth von 500 Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschenleben seinem Haß gegen die Franzosen geopfert hatte, konnte sich über einen Schmetterling freuen, an den Spielen eines Kindes sich stundenlang ergötzen, in ritterlichster Galanterie gegen Damen einen leichten konversationellen Ton anschlagen, dieser Mann stand sogar in dem Rufe, der erklärte Günstling einer in Paris weilenden Stuttgarter Sängerin zu sein.“

Wahrlich, die menschliche Natur vereinigt oft die kräftigsten Widersprüche und wir suchen vergeblich dafür eine Erklärung.

Rostoptschin barg aber ein weit furchtbareres Geheimniß, als die meisten seiner Freunde ahnen mochten. — Es besaßen ihn mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstige



Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz angstvoller Abwehr seines Kammerdieners, bei ihm ein; sie meinten höchstens ein hübsches Abenteuer zu stören, aber wie erschrafen sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten. Sager und bleich, im Schweiß gebadet, sah Rostoptschin da, streckte ihnen abwehrend die Hände entgegen und rief: „Was wollt Ihr von mir? Geht, geht! Nicht ich bin es, der Euch geschlagen und hinausgestoßen hat.“

Nun wußten die entsetzten Freunde, daß er Werischalin, Vater und Sohn, zu sehen glaubte. — Sie weckten ihn aus seinen jammervollen Träumen, er erkannte sie, nahm sich zusammen und war, nachdem er einige Gläser Wasser getrunken hatte, wieder im Stande, zu sprechen wie sonst.

Dieser periodische Wahnsinn muß jedoch auch auf einem körperlichen Uebelbefinden beruht haben, denn er verlor sich nach und nach, und Rostoptschin kehrte sogar nach Rußland zurück. Vorher hatte er in seiner Broschüre: „Vérité sur l'incendie de Moscou.“ die im Jahre 1824 erschien, seine That, Moskau in Brand gesteckt zu haben, geleugnet. Er war hierzu genöthigt, er konnte wie Galilei diejenigen belächeln, die durch den Widerruf die Thatfache geändert wähten.

Während seiner letzten Lebensjahre — er starb schon 1826 — genoß er noch das Glück, als Held und Befreier von dem russischen Volke gefeiert zu werden, doch konnte ihm keine Lobeserhebung, aus dessen Munde sie auch kommen mochte, mehr als ein kaltes Lächeln abgewinnen, er war nicht der Mann, der ungeschuldig erlittene Unbill verschmerzen und vergessen konnte. Einer der ältesten Adelsfamilien Rußlands angehörig, ward er unter Kaiser Paul General, Oberhofmarschall und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in den Reichsgrafenstand erhoben und endlich Militärgouverneur von Moskau. Eine an Ehrenreiche Laufbahn hatte er also bereits zurückgelegt, als er, um das Vaterland zu retten, die große That seines Lebens verrichtete, die ihm jedoch wenig Segen eintragen sollte. Ein weniger energischer Charakter wäre unter der Last des unverdienten Unglücks zusammengebrochen; daß Graf Rostoptschin das seinige überdauerte, beweist, wie fest er von seinem Recht, so und nicht anders gehandelt zu haben, überzeugt war.

## An unsere jungen Ehefrauen.

Skizze von Hermann Röder.

(Nachdruck verboten.)

**F**ür die Frau ist unzweifelhaft das Wort „Ja“, welches am Altar gesprochen wird, um den Bund zweier liebenden Menschen zu begründen, der wichtigste Moment ihres Lebens. Nicht nur wichtig, weil mit diesem Schritt nunmehr das Träumen, Hoffen und Wünschen der Braut in Erfüllung geht, sondern auch insofern wichtig, als mit diesem Schritt die Stellung der beiden Neutvermählten zu einander mit einem Schlage sich ändert. Nach der Hochzeit erscheint so manche Unebenheit im Charakter des einen wie des andern Theiles auf der Bildfläche des täglichen Lebens, von deren Existenz Beide vorher keine Ahnung hatten. Bisher hatten sich Beide nur von der lebenswürdigen Seite kennen gelernt. Die bisher nur in kurzem Zusammensein genossenen gegenseitigen Aufmerksamkeiten, Liebkosungen und Zärtlichkeiten glaubt die junge Frau jetzt in vollem Maaße und fortwährend

beanspruchen zu dürfen; — aber welche Enttäuschung! War der junge Mann früher bemüht, seiner Braut jeden Wunsch abzulaufen, ihr galant zu dienen und ihrer Schönheit zu huldigen, um endlich in den Besitz seiner Göttin zu gelangen, so schlägt er jetzt, nach der Hochzeit, einen anderen Ton an, denn er hat nicht immer Zeit und Lust, mit ihr zu plaudern, er muß seinen Berufsgeschäften nachgehen und manchmal auch das nachholen, was er in der Zeit seines Bräutigamstandes versäumt und vernachlässigt hatte.

Da wird der jungen Frau nun so manche Bequemlichkeit entzogen, sie muß manchen Herzenswunsch aufgeben — und all' das romantische Träumen von einer paradiesischen Ehe zerrinnt; sie sieht sich plötzlich in die Alltäglichkeit zurückverjert und selbst die so viel ersehnten und gepriesenen Flitterwochen bringen ihr schon manche bittere Stunde.

Da kehrt der junge Gemann müde und erschöpft von den schweren Berufsgeschäften heim. Der Tag hat ihm manche Unannehmlichkeiten bereitet, so daß er im höchsten Grade verstimmt ist. Die innige Freude und den herzlichen Gruß seiner Ehehälfte erwidert er kaum. Zerküht setzt er sich an den Tisch, den sie mit besonderem Geschmac servirt hat. Schon den ganzen Tag hatte sie darüber nachgedrückt, das Beste von seinen Lieblingsgerichten zu bereiten, um ihm damit eine Freude zu machen. Er aber berührt es kaum.

„Du machst Dir viel zu viel Arbeit, liebe Frau,“ spricht er, als er die köstlichen Gerichte erblickt, „gerade heut hab' ich zu wenig Appetit und hätte lieber ein einfaches Abendbrod gehabt.“

Mit einem Schlage ist ihr die Hoffnung, ihren Mann durch ihre treffliche Kochkunst in eine andere Stimmung zu bringen, genommen. War ihr es auch in den ersten Tagen der Ehe geglückt, wenn ihr Männchen heimkehrte, denselben für ihre Wirtschaftlichkeit, ihre Kochkunst zu interessieren, ihm ein Lächeln, ein Kompliment abzunöthigen, so hat auch dies nachgerade aufgehört. Es verdriest sie nunmehr, daß ihre Aufmerksamkeiten so wenig Beachtung finden. Aber dennoch bekämpft sie tapfer ihre Niederlage.

„So werde ich Dir schnell etwas Anderes holen,“ spricht sie freundlich.

„Bemühe Dich nicht, liebes Kind,“ spricht er, und hält sie zurück, „denn es ist mir peinlich, wenn Du um meinerwegen —“

„Nun, ich kann ja das Mädchen damit beauftragen —“

„Nein, nein, bitte, bleib nur! Du weißt, ein Butterbrod von Deiner Hand würde mir in diesem Falle nur lieb sein.“

Schweigend setzt sie sich nieder und blickt besangen auf ihre Handarbeit. Daß der Versuch, ihn für Tagesneuigkeiten oder für die Journale, welche sie sorgfältig nach Geschmac ihres Mannes auf dem Büchertisch sortirt hatte, zu interessieren, scheitern würde, wußte sie nun genau; sie fragt daher, ob sie ihm vielleicht auf dem Klavier etwas vorspielen soll.

„Um Gotteswillen, Marie, nur keine Musik,“ vernimmt sie mit Schrecken, „denn ich bin heute dazu viel zu aufgeregt!“

Du lieber Himmel, auch das noch! Jede Bemühung lehnt er förmlich ab und ihr Herz kämpft vergebens, den Unwillen zu unterdrücken, den ihr das Benehmen ihres Gatten hervorgebracht hat.

Leider greifen nun in solchen Fällen viele Frauen zu den unglücklichsten Mitteln, zu dem häßlichen Schmollen oder gar zum Zank. Sie nehmen die gegenwärtige, allerdings unangenehme Stimmung ihres Gemahls zu hoch auf, sie begreifen noch nicht, daß der Mann mit seiner Mißstimmung sie nicht beleidigen

will, sondern daß diese nur eine Folge irgend eines unangenehmen Vorkommnisses ist, und so dauert es lange Zeit, ehe sich die Charaktere gegenseitig verstehen. Derartige Szenen bringen aber eine junge Frau leicht zur Verzweiflung; sie fängt an zu grübeln, sie stellt Vergleiche an zwischen der Zeit ihres Brautstandes und der jetzigen; sie findet das Wesen ihres Mannes ganz ungewandelt und wundert sich, wie er so geringschätzig Dinge behandeln kann, die ihm früher so wichtig, ja heilig waren — und manche Thräne verdunkelt ihr sonst sonnenhelles Auge.

Und wie werden leicht alle unangenehmen Szenen vermieden?

Nur durch die sanfte Ergebung der Frau und ihre Theilnahme an Allem, was dem Manne auf dem Herzen liegt. Hat die junge Frau sich früher nie oder nur wenig um das Äußere, um Geschäft oder Beruf gekümmert, so ist es jetzt doppelt ihre Pflicht; sie muß in allen Sachen Alles mit leiden, mit kämpfen und mit hoffen, denn in jedem Eheleben giebt es Sorgen, die aber getheilt nur halb drücken. So wird es oftmals geschehen, daß die beiden Charaktere sich gegenseitig verstehen lernen.

Will es aber dennoch der Frau nicht gelingen, in Harmonie mit ihrem Manne zu leben, nun, so mag sie das Unvermeidliche mit Würde tragen und sich sagen:

„Sei nachsichtig, denn Du selbst bedarfst der Nachsicht und schätze die guten Eigenschaften Deines Mannes nach seinem Verdienst und Ruf!“

## Aphorismen.

(Nachdruck verboten.)

Ein hartes Wort im Zorn gesprochen,  
Hat oft schon unheilvoll getroffen;  
Dum mache stets mit edlem Muth  
Das schnelle Wort schnell wieder gut.

Ein süß' Geheimniß birgt der Weltenraum,  
Es ist der Kindheit goldener Jugendtraum.

Das Auge ist der Seele Spiegel,  
Was stille dort und heimlich quillt,  
Wie unter festem Schloß und Riegel,  
Hat oft das Auge schon enthüllt.  
Dort ist der Menschen Denken, Lieben  
Ganz deutlich oft und klar zu sehn,  
Als hätt' es Gott dort eingeschrieben.

Das Ideal.

Was ist es, was dein Herz erfüllt  
Wie leuchtender Sonnenstrahl? —  
Was deine Seele ahnend schwilt? —  
Es ist das Ideal.

Was ist's, was dich im Weltenstrom  
Hebt über Schmerz und Qual? —  
Zieht dich hinan zum Himmelsdom? —  
Es ist das Ideal.

Was dich begeisterungsvoll ergreift,  
Schafft Thaten ohne Zahl,  
Was dich wie Himmelsendung streift,  
Es ist das Ideal.

Was stützt noch den schwachen Greis,  
Ist auch sein Tag schon fahl,  
Ist auch sein Haupt schon silberweiß,  
Es ist das Ideal.

O Dank dir, Herr, du Hort der Gnad',  
Daß du im Erdenthal  
Dem Menschen gabst auf seinem dunklen Pfad  
Ein leuchtend Ideal.



**Tiger im Sprunge.** (Zu unserer Bilde auf Seite 25.) Indien, das ferne Wunderland des palmenreichen Orients, die alle fagenumwobene Halbinsel mit ihren üppigen tropisch-schönen Landschaften, das Vaterland der vielbeflügelten Lotosblume, ist der Schauplatz unseres heutigen Bildes. Ein Fürst des Landes ist mit seinen Begleitern ausgezogen, den Tiger, dieses blutigste Raubthier Indiens, zu jagen. Es ist eine sehr gefährliche Treibjagd. Das Tags vorher ausgekundschaftete Lager des Tigers wird von Treibern umstellt. Den Mittelpunkt des immer enger werdenden Vorpostenringes bilden die Elephanten, auf denen die besten Schützen reiten. Die Pferde sind bei der Tigerjagd schlecht zu verwenden, weil ihr Zittern beim Anblick des anstürmenden Tigers den Schuß ihres Reiters unsicher macht. Doch auch der Muth des Elephanten steht nicht im richtigen Verhältniß zu seiner riesigen Körperkraft. Ist der Tiger aus seinem Lager aufgeschreckt, so sucht er zunächst den Ring der Treiber zu durchbrechen und giebt, wenn ihm dies gelingt, Fersengeld. Im anderen Falle stellt er sich dem Elephanten und sucht ihn, den Rüssel vermeidend, von hinten anzuspringen. Das ist der richtige Moment zum Zielen für den Schützen, der ihn mit einem Kernschuß in's Auge leblos dahinstreckt.

**Ein Sonntags-Junge.** Eine bejahrte Frau begegnete zwei Kindern, von denen das ältere ein Mädchen, das jüngere aber in ein Käppchen gekleidet war, worin man sein Geschlecht nicht erkennen konnte. Die Frau fragt das Mädchen: „Das kleine ist wohl dein Schwesterchen?“ — Verlegen antwortete dasselbe: „Nein, es ist kein Mädchen.“ — „Nun, dann ist es ein Junge?“ — „Nein, es ist auch kein Junge!“ — „Sapperlot, was ist's denn dann?“ — „Erst den nächsten Sonntag wird's ein Junge, da kriegt's Hofen!“

**Was nützt der Kreuzer.** Als der in der Schlacht bei Kulm gefangene französische General Kreuzer nach Kulm gebracht wurde, bemerkte ein dortiger Geldmann: „Was nützt uns der Kreuzer? Hätten sie lieber den Souverän gefangen!“

**Das Lieblings-Instrument.** Bei einem Gespräch über Musik, wo ein Jeder von der Gesellschaft sein Lieblings-Instrument nennen sollte und Harfe, Klavier und andere Instrumente schon genannt worden waren, fragte ein junges Mädchen einen dicken Nachbar, der bis jetzt immer stumm gewesen war und seinen Bauch gestrichen hatte: „Nun, mein Herr, wie heißt Ihr Lieblings-Instrument?“ — „Meins?“ versetzte der dicke Herr und faltete die Hände über den Leib, „meins? — ja nun, der Bratenwender!“

**Aufrichtig.** Der Lehrer eines Dorfes begegnet am Eingang des Waldes zwei kleinen Dorfhuben. Lehrer: „Wo wollt Ihr denn hin?“ Kinder: „Wir wollen Holz holen.“ Lehrer: „Ihr brecht doch aber keine Zweige von den Bäumen ab?“ Kinder: „Ne! mer haben hier so eene kleine Säge bei uns, mit der geht's viel besser.“

**Warum im Schatten?** Ein Landedelmann fand einst seinen Gärtner zur Mittagsstunde im kühlen Schatten eines Baumes liegend. „Kerl!“ rief der Edelmann aus, „Du bist nicht werth, daß Dich die Sonne bescheint!“ — „Eben darum habe ich mich in den Schatten gelegt!“ war die ruhige Antwort.

### Charade.

Ein Oberhaupt die Erste nennt,  
Ist bei den Persern ein Regent.  
Die Zweite zeigt oft hohen Sinn,  
Giebt Zeitvertreib, Verlust, Gewinn.

Das Ganze fordert Vorsicht, Geist,  
Und manches Buch d'rin unterweist;  
Ein Kampfplatz ist es, sehr bekannt,  
Wo sich Verstand niht mit Verstand.  
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Logogriph.

O wag' es ja nicht, mich zu brechen,  
Bedenk' den Schwur, den du gethan;  
Sonst räch' ich kopflos das Verbrechen,  
Und klage dich als schuldig an.  
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

## Buntes Allerlei.

### Guter Vorwand.

Originalzeichnung für unser Blatt

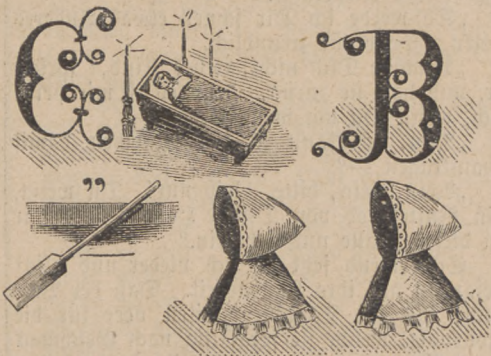


Studiofus: „Der Kommerzienrath, ich bitte Sie um eine kleine laufende Unterstützung zum Zwecke der Vollenbung meiner Studien.“

Kommerzienrath: „Bedauere sehr, kann Ihnen aber nicht dienen, bin zu vielfach in Anspruch genommen.“

Studiofus: „Herr Kommerzienrath, mein Loos —“  
Kommerzienrath: „Was, Lotterie spielen Sie auch? Dann gebe ich Ihnen erst recht nichts.“

### Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Scherzaufgabe.

Warum können die Philosophen nicht schwimmen?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der räthselhaften Inschrift aus voriger Nummer:  
Kräht der Hahn auf dem Mist, dann ändert sich das Wetter  
oder es bleibt, wie es ist.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:  
Weil er sich ergreifen läßt.

**Wirkante Zeitigkeiten.** (Zu unserer Bilde auf Seite 29.) Was die muntere Dirne wohl dem behaglich schmunzelnden Alten in das Ohr schwätzt? Das ungleiche Paar scheint uns viel zu heiter, als daß wir seine Unterhaltung für ganz harmlos halten könnten; wir fürchten sehr, daß Andere die Kosten dieser Lustigkeit tragen müssen, entweder muß der ganze Ort mit ihm und auf und drum und dran erhalten, oder die gottlose Dirn begnügt sich mit einem Opfer, mit einem abgewiesenen Freier, dem sie zu dem Schaden auch gleich eigenmächtig den Spott beibringt; vielleicht gilt es auch dem glücklichen Bewerber, dem sie schon zugesagt ist und über dessen Unfruchtbarkeit sie sich ergötzt. Dem Burschen ist dann jaust nicht zu gratuliren, denn wenn er auch nicht civiliter, sondern kirchlich in die Ehe eingetret ist, so dürfte doch, mehr für ihn als für den anderen Theil der Spruch jenes wackeren Bürgermeisters sein Bedenkliches haben, dessen sich der Letztere bei Civiltrauungen bediente:

Wenn d'r anderer nennt (wollt),  
Gent anderer d'Hand!  
Im Namen des Gesekes,  
So! Jetzt hätt's es.

**Ironie des Schicksals.** Eine große Lotterie, wo die werthvollsten Gegenstände zum Auspielen gelangen, wird in den Zeitungen angekündigt. Die in Aussicht stehenden Gewinne sind so verlockend, daß ein Jüngling mit wunderschönen blonden Locken sich dieselben abschneiden läßt, sie verkauft und durch den Ertrag in den Besitz eines Lotterieloses gelangt. Der Ziehungstag ist erschienen. Erwartungsvoll erwartet der Haarberaubte das Resultat. Das Loos kommt auch heraus und gewinnt einen — Kamm.

**Eine merkwürdige Bittschrift.** Folgende, wörtlich getreue Bittschrift sandte ein Vater, dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König: „Ihränenwertigster Herr König! Ew. Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron besteige. Ich bin Seidenwirker. Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zur Konformation, dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahre dienen, es könnte wohl mit einem Jahre abgemacht sein und wird schon gehen. Ew. Majestät haben ja schon bei mancher anderen Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie hier auch einmal ein Auge zu.“

**Redselig.** Zum Eradhen des Publikums im Zoologischen Garten in Berlin redete die Gattin eines Offiziers, die dieser am Arm führte, die Eskimos an: „Wie gefällt es Ihnen in Berlin?“ und als die Eskimos stumm blieben, fragte die redselige, kleine Frau weiter: „Ist es hier nicht hübscher, als in Eskimo?“

### Hauswirthschaftliches.

Guten Tafelsens zu bereiten. Man rührt nach und nach zu einem halben Pfund gestoßenen Senfpulvers stark ein halbes Quart guten, weißen Wein und eine Messerspitze voll gestoßene Gewürznelken und läßt dieses auf gelindem Feuer sieden. Alsdann bringt man ein kleines Stück Zucker hinzu, rührt dabei um, und setzt das Ganze noch einmal dem Sieden aus. Süßen Senf bereitet man, indem man ein halbes Quart guten Weingeist mit einem halben Pfund Zucker kocht und später, in lauwarmem Zustande, ein viertel Pfund Senfmehl, halb gelbes, halb braunes, dazu rührt.

### Räthsel.

Nur in Gebirgen und waldigen Höhen  
Leb' ich einsam und freudenlos,  
Unsichtbar dem Auge, wie Windeswehen,  
Werd' ich vernehmbar dem Ohre bloß;  
Jedoch nur gerufen, denn sonst bin ich  
Stumm wie die Fische. Nun, kennst du mich?  
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:  
Blume. — Milchstraße. — Maus.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
John Schwerin's Verlag, N. G., in Berlin W.,  
Behrenstraße 22.